



Sächsische Hans-Carl-von-Carlowitz-Gesellschaft
Menschen gestalten Nachhaltigkeit

Carlowitz weiterdenken

ISBN 978-3-86581-700-6

144 Seiten, 14,8 x 21 cm, 12,95 Euro

oekom verlag, München 2014

©oekom verlag 2014

www.oekom.de

Glück auf!

Apropos »Stolz«. Das Wort und das Gefühl sind ja leitmotivisch für Ihre Veranstaltung. Als ich in diesem Gedenkjahr in Sachen Carlowitz unterwegs war, habe ich ein nettes Bonmot aufgeschnappt: »Waldbau ist wie Raketenwissenschaft. Nur wesentlich komplexer.« Ursprünglich stammt es von dem kanadischen Forstmann Fred Bunnell. »Forestry is not rocket science. It is much more complex.« Patrick Jansen von Probos, Prowald Niederlande, von dem ich den Spruch hörte, interpretierte das so: »Nur ein stolzer Förster ist ein guter Förster.« Ihr Stolz, denke ich, ist genau in dieser Komplexität begründet. Er speist sich heute aus dem Bewusstsein, Teil einer globalen Suchbewegung zu sein. Einer Suchbewegung, die nach dem Prinzip Versuch und Irrtum fortschreitet. Die Fähigkeit, Irrtümer zu korrigieren, gehört untrennbar dazu. Ich komme auf diese Zusammenhänge zurück.

Vielen Dank, Herr Schirmbeck, für die Einladung. Für mich schließt sich heute ein Kreis. Im April vorigen Jahres hatte ich die Ehre, zum Auftakt des Carlowitz-Jahres hier in Freiberg sprechen zu dürfen. Damals auf Einladung des Rektors der TU, Prof. Meyer. Für mich eine Sternstunde.

Nun geht das Gedenkjahr »300 Jahre Nachhaltigkeit« zu Ende. Eine Bilanz zu ziehen steht mir nicht zu. Vielmehr möchte ich versuchen, ein paar lange Linien aufzuzeigen, ausgehend von Eindrücken und Denkanstößen, die ich im Laufe dieses Gedenkjahres gewonnen habe. Ich möchte Sie also einladen, mit Carlowitz in die Zukunft zu denken. Ich berühre drei Fragen, die bereits Carlowitz vor 300 Jahren bewegten und

die, wie mir scheint, jetzt und in der nahen Zukunft mit aller Macht zurückkommen.

- 1) Wie ist es um unsere Fähigkeit zum langfristigen Denken bestellt? Müssen wir nicht vor allem unseren »Sinn für Zeit« neu schärfen?
- 2) Was ist eigentlich die »green economy«, von der die UN spricht? Und was meinen wir, wenn wir von »Wachstum« reden?
- 3) Hat die Globalisierung in ihrer jetzigen Form Zukunft? Oder wird die »Lokalisierung« der nächste große Trend?

I. Zu meinem ersten Punkt, dem Sinn für Zeit: ein ganz frischer Eindruck, gerade erst ein paar Tage alt. Ich sah diese Tür in der Domschatzkammer in Aachen. Sie besteht aus vier schlichten Brettern. Durch Holzdübel und Eisenbeschlägen zusammengefügt. Zwei Meter hoch, einen Meter breit, aus Eichenholz. Am Rand zerbröselst es an einigen Stellen. Man kann verschiedene Brauntöne sehen, ein paar Stockflecken, hier und da Reste eines Lederbezuges. Nach einer kürzlich durchgeführten dendrologischen Untersuchung hat man die Eiche, die für diese Tür das Holz lieferte, um das Jahr 800 gefällt, vielleicht schon 766. Für den damals im Bau befindlichen Aachener Dom, das spirituelle Zentrum des karolingischen Reiches. Sie sehen »Karls Tür«. Durch diese Tür, so vermutet man, betrat Karl der Große jeden Morgen die achteckige Basilika seiner kaiserlichen Pfalz. Bis 1902 war die Tür in Gebrauch. Dann stellte man sie in einer Rumpelkammer ab und vergaß sie. Nun hat man sie hervorgeholt, untersucht und zum Publikumsmagneten der gerade eröffneten großen Jubiläumsausstellung über Karl den Großen gemacht. Was ist ihre »Aura«?

Als ich sie in Augenschein nahm, wurde diese Holztür für mich zum Medium einer rasanten Zeitreise: Da wird vor zwölf Jahrhunderten ein Baum gefällt und zu einem Artefakt verarbeitet. Um die Tiefe der Zeit zu veranschaulichen: Damals stand die Irminsul noch, das sagenhafte hölzerne Heiligtum der heidnischen Angeln und Sachsen. Diese Tür diente beinahe bis heute ununterbrochen an ein und derselben Stelle ein und demselben Zweck. Mein spontaner Gedankenblitz: Aus einer

Eiche, die heute, im Jahre 2014, gefällt wird, kann potenziell ein Gebrauchsgegenstand werden, der im Jahre 3214 noch von Nutzen ist. Was für ein Vorstellung!

Aber der Gedanke geht weiter: Das Holz stammt mit Sicherheit aus den Wäldern in der Umgebung von Aachen. Wie ist es eigentlich um die Wälder dieser Region heute bestellt? Wer von Ihnen 2012 bei der Forstvereinstagung in Aachen dabei war, konnte sich ein Bild machen. Die Exkursionen führten in den Stadtwald, durch den Hürtgenwald, ins Hohe Venn. Wir sahen einen Flickenteppich aus Nutzwald, Erholungswald, Nationalparkareal. Da war der Hürtgenwald, der sich am Ende des 2. Weltkriegs in ein blutgetränktes Schlachtfeld verwandelt hatte. Da war Pionierwald der Renaturierungsphase aufgelassener Braunkohletagebaue. Das ganze Spektrum also.

Die Wälder rings um Aachen haben sich seit der Herstellung von Karls Tür sicherlich stark verändert. Ihre Fläche ist massiv geschrumpft. Das restliche Waldland ist von Verkehrsstrassen und Siedlungen durchschnitten. Andere Baumarten dominieren. Aber die Wälder sind auch in der vielleicht fünften oder sechsten Waldgeneration nach Karl dem Großen noch da. Es ist, könnte man sagen, der real existierende »ewige Wald«, an den die karolingischen Beamten dachten, als sie ihre Kapitularien über die Waldnutzung entwarfen, von dem die Forstleute der Reichenhaller Salinen zur Zeit von Carlowitz sprachen, den noch Georg Ludwig Hartig so bezeichnete.

Der »ewige Wald« und damit die »Stetigkeit der Holzversorgung« – das ist ja die alte Vision der forstlichen Nachhaltigkeit. Daran anknüpfend, etablierte sich um 1900 das Wort »Dauerwald«. Doch der Anblick von Karls Tür und dieses spirituell angehauchte Wort vom »ewigen Wald« provozieren heute die Frage: Wird es im Jahr 3214 noch möglich sein, in unseren Wäldern Holz zu ernten, Waldluft zu atmen, aus Quellen zu trinken? Großes Fragezeichen. Die Menschen des frühen Mittelalters kannten unsere Bedürfnisse nicht. Ebenso wenig kennen wir die Bedürfnisse kommender Generationen. Doch wir haben die Pflicht, für sie alle Optionen offenzuhalten. In diesem Fall die Option, Holz einschlagen, frische Luft atmen und Süßwasser trinken zu können.

»Keep the options open«: So hat das der Brundtland-Bericht über »sustainable development« 1987 formuliert. Das ist die Aufgabe, die sich jeder Generation neu stellt. Um sie zu lösen, bedarf es freilich der Fähigkeit, in langen Zeiträumen zu denken. Aber ist nicht genau diese Fähigkeit heute in eine existenzielle Krise geraten? Jedenfalls in unserer westlichen, technisch und industriell geprägten Kultur. Es könnte durchaus sein, dass ein solcher »Sinn für Zukunft« in den noch stärker traditionell geprägten Kulturen der Welt besser aufgehoben ist. In Afrika zum Beispiel sagt man, die menschliche Gemeinschaft bestehe aus denen, die vor uns waren, denen, die hier und heute leben, und denen, die nach uns kommen. So hat es der südafrikanische Bischof Tutu einmal formuliert. Verantwortung für die Zukunft wird damit potenziell zu einer Konstanten des Denkens.

An diesem Punkt habe ich noch mal in der »Sylvicultura oeconomica« geblättert. Welche Vorstellung von Zeit liegt eigentlich zugrunde, wenn Carlowitz sich seinem Begriff »Nachhaltigkeit« nähert? Er spricht von der »immerwährenden, beständigen Holzung«. Von der »perpetuierlichen und stets wirkenden Kraft des Erdbodens«, von der »unendlichen Fruchtbarkeit«. Er spricht von den »Nachkommen«, den »Nachfahren«, der »Nachwelt«, der »lieben Posterität«. Es ist die Rede von »zukünftigen Zeiten« und von Dingen, die »in perpetuum oder auf viele Zeiten hinaus« dauern.

Schließlich spricht Carlowitz über Dinge, die »von Anbeginn der Welt« da sind, und solchen, die »am Ende der Welt« da sein werden. Da ist der Bezug zum biblischen »von Ewigkeit zu Ewigkeit«. Das ist das sprachliche Umfeld, in dem Carlowitz seine Forderung nach einer »continuerlichen, beständigen und nachhaltenden Nutzung« formuliert.

Welche Philosophie verbirgt sich dahinter? Meine These: Sein Zeitgenosse, der niederländische Philosoph Baruch Spinoza, hat Carlowitz »nachhaltig« beeinflusst. Ich vermute, dieser Einfluss wurde vermittelt durch den sächsischen Naturforscher und Philosophen Ehrenfried Walter von Tschirnhaus. Dieser arbeitete im Umkreis des Oberbergamts, z. B. an der Nacherfindung des Porzellans. Als junger Mann hatte er zum engsten Kreis um Spinoza gehört und galt auch später noch als Spinozist.

Spinoza hatte drei verschiedene Konzepte von Zeit: *duratio*, die Dauer. Das ist die Zeitspanne des Daseins eines Dinges. *Tempus*, die messbare und einteilbare Zeitdauer. Und *aeternitas*, Ewigkeit. Spinoza forderte dazu auf, die Dinge »*sub specie aeternitatis*« zu betrachten, unter dem Aspekt der Ewigkeit. So gesehen, werden die Dinge der Zukunft gleichermaßen real und relevant wie die Dinge der Vergangenheit und Gegenwart. Ja, es erhalten Dinge, die erst in der Zukunft hervortreten, bereits im Hier und Heute eine Präsenz und ihren Sitz im Leben. In den Fokus kommt der Zusammenhang zwischen gegenwärtigen Phänomenen, vergangenen Ur-Sachen und künftigen Wirkungen und Folgen. Diese Sichtweise führt in den inneren Bezirk des Nachhaltigkeitsdenkens.

Ist das nicht genau die Logik des forstlichen Denkens? Ich habe mich früher immer gewundert, dass bei Waldführungen Förster bei ihren Erläuterungen erst mal bei der Eiszeit anfangen. Ich habe gestaunt, wie sie beim Anblick eines spezifischen Waldbildes die potenziell natürliche Vegetation, den Ur-Wald, mit imaginieren und gleichzeitig die künftige Sukzession über lange Zeiträume mit bedenken. Nun verstehe ich, dass sich hier die Komplexität des forstlichen Denkens ausdrückt, die den Vergleich mit der Raketenwissenschaft nicht zu scheuen braucht.

Doch hat nicht unsere moderne Industrie-Konsum-Zivilisation, die sich mit der Globalisierung gerade weltweit ausbreitet, trotz ihrer technischen Wunderwerke genau an dieser Stelle einen »Filmriss«? Und wenn ja, wie ließe sich die Erweiterung des Zeithorizonts neu entdecken und einüben? Hier liegt aus meiner Sicht eine wichtige Aufgabe einer jeden Bildung für nachhaltige Entwicklung. »Karls Tür« ist dafür nur ein kleines, aber feines Medium.

II. Ein zweites Erlebnis im Carlowitz-Jahr möchte ich Ihnen erzählen. Im November 2013 hörte ich Kofi Annan zu. Der frühere UN-Generalsekretär war ins westfälische Gütersloh gekommen, um den Reinhard-Mohn-Preis der Bertelsmann-Stiftung in Empfang zu nehmen. Diese Veranstaltung samt dem vorausgegangenen Symposium stand deutlich sichtbar im Zeichen des Carlowitz-Jahres. Das Bedeutsame daran: Sie

hob in einem international zusammengesetzten Teilnehmerkreis mit Nachdruck den fundamentalen Rang des Nachhaltigkeitskonzepts hervor. Nämlich als globales »overriding concept«, also als übergeordnetes Prinzip, als »shared vision«, »geteilte Vision«, als »emerging narrative«, »aufstrebendes Narrativ« – kurz als »das neue Paradigma«.

Kofi Annan hat das folgendermaßen auf den Punkt gebracht. Zitat: »Es gibt nichts Dringlicheres als das Bestreben nach nachhaltiger Entwicklung – es ist das prägende Anliegen des 21. Jahrhunderts.«

Sein Satz wiegt schwer. Er rückt Prioritäten zurecht, die sich in den letzten Jahren zu verschieben drohten. In der Rede des Friedensnobelpreisträgers wurde wieder die Überzeugung spürbar: Nachhaltigkeit ist der Schlüssel zum Überleben der Menschheit.

Ich empfand es als einen Befreiungsschlag. Denn in den letzten Jahren war alles auf die Krise fokussiert. Die Welt starrte in den Abgrund. In Europa und global ging es in Politik und Wirtschaft fast ausschließlich um ein möglichst schnell wirkendes und effizientes Krisenmanagement. Getrieben von der Angst vor dem Kollaps, herrschte ein Kult um die »aufstrebenden Märkte«, die Ankurbelung der Wirtschaft und die Rückkehr auf den Wachstumspfad. Mitten in der Krise verblasste das Leitbild Nachhaltigkeit. Es wurde nicht als Denkrichtung, als Paradigma wahrgenommen, das Auswege aus der Krise freimacht. Also als Navigationsgerät, als Kompass für die große Transformation. Vielmehr galt Nachhaltigkeit als eine Art angenehmer Luxus, den man sich dann wieder leistet, wenn die Krise erst mal ausgestanden ist.

Gesucht wurde gleichsam nach einer Reset-Taste. Wir wollen es wieder so haben wie vorher. Wir wollen den Zustand wiederherstellen, wie er vor Beginn der Krise war. Wir wollen wieder business as usual machen. Man vergaß, dass man nicht mit denselben Strategien aus der Krise herauskommen kann, welche die Krise verursacht haben. Man vergaß das Wesen einer Krise: dass sie nämlich die Phase der Zuspitzung einer gefährlichen Entwicklung darstellt, in der diese auf einen entscheidenden Wendepunkt zusteuert. Entweder führt sie zum Kollaps des alten Zustands oder zum Durchbruch eines neuen Paradigmas. Man kurierte an Symptomen und nicht an den Ursachen der Krankheit, den nicht-

nachhaltigen Mustern von Produktion, Konsum und Lebensstil. So entwickelte sich die Krise unter der Hand zu einem Dauerzustand.

Doch da stand – Ende 2013 – Kofi Annan auf dem Podium und skizzierte gelassen eine Zukunftsagenda, die sich um Armutsbekämpfung, Inklusion von Frauen, Korruptionsbekämpfung und »the rule of law«, Rechtsstaatlichkeit, drehte. Und er sprach von der »green economy«. Wieder ein Stichwort, das bei mir eine Kette von Assoziationen auslöste. Was ist eigentlich eine »green economy«?

Wir verstehen darunter zunächst einmal die Einführung neuer Technologien, die dabei helfen, die drängendsten Umweltprobleme zu lösen, so gleichzeitig neue Geschäftsfelder erschließen, neue Arbeitsplätze schaffen, also einen umfassenden Modernisierungsschub und damit Wachstumsimpulse auslösen. Das – auch von Kofi Annan gelobte – Paradebeispiel ist die deutsche Energiewende: Windräder statt Kohlekraftwerken. Elektroautos statt Spritschluckern. Das ist zweifellos immens wichtig. Ich verkenne keineswegs die Bedeutung angepasster Technologien. Doch ist das alles, was die »green economy« ausmacht? Lassen Sie mich mit diesem Zauberwort aus den Thinktanks der UN ein wenig spielen.

»Grün« ist die Farbe der Blätter – und der Nadeln, also der Bäume. Genau genommen ist Grün die Farbe des Chlorophylls. Als Forstleute wissen Sie das besser als ich. Chlorophyll ist der Farbstoff, der von Organismen gebildet wird, die Photosynthese betreiben. Er absorbiert das Sonnenlicht und leitet es weiter zu den Zentren, in denen sich die anschließenden Stufen der Photosynthese vollziehen und die Energie für Leben, Wachstum und Fortpflanzung von pflanzlichen Organismen erzeugt und bereitgestellt wird.

Und jetzt kommt mein Punkt: Eine nachhaltige »green economy« setzt auf die Potenziale der Sonne und die Kraft des Chlorophylls statt auf die Energie fossiler Brennstoffe. Sie nimmt wieder das naturale Wachstum in den Fokus statt das Wirtschaftswachstum. In den Worten Indira Gandhis, der damaligen indischen Ministerpräsidentin, auf der UN-Umweltkonferenz 1972 in Stockholm: »Der moderne Mensch muss neu lernen, sich der Energie wachsender Dinge anzuvertrauen.« Der Begriff »green economy« macht nach meinem Dafürhalten nur dann wirk-

lich Sinn, wenn er das Primat der nachwachsenden Ressourcen und erneuerbaren Energien benennt und einfordert und so den Ausblick auf eine solare Zivilisation öffnet.

Bei der »green economy« geht es primär um die Naturbindung der Ökonomie. Sich der Energie wachsender Dinge anvertrauen. Was für ein großes Wort! Doch »wachsende Dinge« und »nachwachsende Ressourcen« sind immer lebendige Ressourcen, lebende Organismen, also Lebewesen. Das ist der Unterschied zu der Ökonomie, die wir in den letzten 200 Jahren betrieben haben. Diese basierte auf fossilen Brennstoffen, also auf längst abgestorbener, toter Materie. Diesen Unterschied zu verstehen ist von entscheidender Bedeutung.

An dieser Stelle möchte ich noch einmal Carlowitz im O-Ton einblenden. Nehmen wir einfach mal seine »Sylvicultura oeconomica« als Handbuch der »green economy«, als Flaschenpost aus uralten Zeiten für unseren Aufbruch in die Zukunft.

Das Chlorophyll kennt er noch nicht. Doch könnte es sein, dass in seinem Buch ein Wissen, eine Weisheit steckt, die uns verloren gegangen ist? Hören Sie mal auf seine Sprache: »Wie angenehm«, so schreibt er, »die grüne Farbe von denen Blättern sey, ist nicht zu sagen.« Carlowitz spricht vom Wunder der Vegetation, von der lebendig machenden Krafft der Sonnen, von dem wundernswürdigen ernährenden Lebens=Geist, den das Erdreich enthalte. Die Pflanze ist corpus animatum, belebter Körper, welcher aus der Erde aufwächst, von selbiger seine Nahrung an sich zeucht, sich vergrößert und vermehret. Wir sprechen heute von »Biomasse«. Merken Sie den Unterschied? So ebenen wir den Unterschied zwischen »nachwachsenden« Ressourcen und toter Materie ein. Der Bäume äußerliche Gestalt steht für Carlowitz in einem Zusammenhang mit der innerlichen Form, Signatur, Constellation des Himmels, darunter sie grünen und mit der Matrix, der Mutter Erde und deren natürlicher Wirkung. Matrix ist die Gebärmutter. Wir sprechen heute vom »Standort« und von »Güteklassen«. Die Natur ist unsagbar schön. Sie ist nimmermehr zu ergründen. Sie hält den Menschen noch viele Dinge verborgen. Aber wir können im Buch der Natur lesen und im Experiment erforschen, wie die Natur spielt und dann »mit ihr agiren«.

Mit der Natur agieren. Das ist aus meiner Sicht die übergeordnete Idee einer »green economy«, die wirklich diesen Namen verdient. Wir sprechen von dem Drei-Säulen-Modell der Nachhaltigkeit. Und in diesem Modell ist die »Ökonomie« natürlich eine tragende Struktur. Aber gemeint ist nicht die »Ökonomie«, die wir bisher betreiben, nicht die fossile Ökonomie, der Raubbaukapitalismus, die verschwenderische Konsumgesellschaft. Nachhaltigkeit ist ein ganzheitlicher Entwurf. Er verbindet die drei Dimensionen Ökologie, Ökonomie und sozialer Zusammenhalt organisch. Und zwar so eng, dass neue Muster des Produzierens und Konsumierens sichtbar und wirksam werden. Muster, die mit der Tragfähigkeit der Ökosysteme und dem Zusammenhalt der Gesellschaft kompatibel sind, also unseren ökologischen Fußabdruck und die Ungleichheit in den Gemeinwesen drastisch reduzieren. Im Prisma der Nachhaltigkeit erscheint eine andere Ökonomie. Nicht eine, die sich auf die Parole »let's make money« reduziert. Sondern eine ressourcenleichtere, naturgebundene, sozialetisch fundierte »green economy«.

III. Warum bekommt das alte Wort »Nachhaltigkeit« im globalen Vokabular des 21. Jahrhunderts einen so machtvollen Status? Um das zu verstehen, möchte ich Ihnen einen archimedischen Punkt vorschlagen: Die Fachleute nennen ihn »Peak Oil«. Gemeint ist das Fördermaximum des Erdöls. Wir haben diesen Punkt möglicherweise bereits überschritten. Voraussichtlich werden in wenigen Jahrzehnten – trotz der hektischen Suche nach »marginalen« Lagerstätten – die Ölquellen versiegen. Akut wird ebenfalls der Klimawandel als Folge des fossilen Zeitalters. Innerhalb weniger Generationen haben wir die »unterirdischen Wälder«, also die fossilen Lagerstätten, geplündert und mit ihrer Verbrennung gleichzeitig unsere Lebensgrundlage, das Klima, zerrüttet.

Die fossilen Ressourcen haben uns in den letzten 200 Jahren eine ungeheuer dynamische Entwicklung ermöglicht. Sie haben immense Vorzüge. Sie lagern in der Erde. Man braucht sie nur zu »erschließen«, also aus der Erde zu holen. Wo eine Ölquelle versiegt, braucht man nur tiefer zu bohren. Oder woanders zu schürfen. Aber fossile Ressourcen haben einen entscheidenden Nachteil. Man kann sie nur einmal nutzen.

Sie wachsen nicht nach. Mit der Erschöpfung der fossilen Lagerstätten ist ein »business as usual« nicht mehr möglich. Unsere bisherige Art, zu produzieren und zu konsumieren, ist nicht länger fortsetzbar. Nachhaltigkeit ist jetzt nicht mehr das Sahnehäubchen auf dem Kuchen einer fossil angetriebenen Lebensweise, sondern eine Überlebensstrategie und ein neuer zivilisatorischer Entwurf. Wir haben die notwendigen geistigen Ressourcen. Wir haben die sanften Technologien. Wir haben auch eine – wenn auch immer wieder bedrohte – Sensibilisierung für die Werte von Menschenrecht und Menschenwürde.

Der Zwang zu einer epochalen Wende birgt zugleich eine große Chance. Der Übergang zu genuin nachhaltigen Mustern des Produzierens und Konsumierens ist möglich. Wenn nachwachsende Rohstoffe, erneuerbare Energien und angepasste Technologien weltweit in den Mittelpunkt der Ökonomie rücken, hat das weitreichende Konsequenzen. Dann werden das Wissen über das »Nachwachsen« lebendiger Ressourcen und der Respekt vor den langfristigen Prozessen in der Natur – wiederum – zur entscheidenden geistigen Ressource. Das darauf ausgerichtete spezifische Wissen und Ethos werden in einer zukunftsfähigen Ökonomie eine Schlüsselrolle spielen. Eine neue Bedeutung bekommen nach meiner Überzeugung die Träger dieses Wissens. Diese Zweige der Lebenswissenschaften – Biologie, Agrarwissenschaft und nicht zuletzt die Forstwissenschaft – rücken ins Zentrum einer »Forschungswende«. Das nachhaltige Forstwesen, die Agrikultur, die Solarindustrie, ein »sanfter« Bergbau samt Recyclingtechnologie, auch die Bildung für nachhaltige Entwicklung werden den Kern einer neuen »green economy« bilden.

IV. Ein dritter und letzter Gedankengang. Er berührt das große Mantra der aktuellen Politik: Globalisierung und Wettbewerbsfähigkeit. Diese »Erzählung« – und mehr ist es nicht – handelt von den »emerging markets«, den aufstrebenden Schwellenländern. Sie handelt andererseits von den abstiegsbedrohten Weltregionen, hier vor allem von dem vermeintlich erschöpften, überalterten und in die Bedeutungslosigkeit absinkenden »alten Europa«. Im Prisma der Nachhaltigkeitsidee betrachtet, halte

ich dieses Narrativ für grundfalsch. Es ist »geopolitisch«, also auf Machtstrukturen, ausgerichtet und nicht auf »Erdpolitik«, also auf die Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen. Es reduziert die Kulturen der Welt – darunter so alte wie China, Indien, Russland, Brasilien – auf ihre Fähigkeit, den Weltmarkt mit Massengütern zu überschwemmen und selber die verschwenderischen westlichen Konsummuster zu übernehmen. Und nicht zuletzt unterschätzt diese Erzählung auf fatale Weise die Potenziale Europas als Ideenspeicher und Ideengeberin.

In China hat man vor einigen Monaten eine große Kampagne begonnen: die Suche nach dem »chinesischen Traum«. Was hindert uns eigentlich daran, uns auf die Umriss eines »europäischen Traums« zu verständigen? Ich wage die Prognose, dass in einem solchen Prozess der Selbstverständigung die Idee der Nachhaltigkeit samt ihren tiefen Wurzeln im kulturellen Erbe Europas als ein wesentliches Leitmotiv hervortritt. Könnten wir nicht auf diesem Weg in einen produktiven Dialog der Kulturen der Welt – auf Augenhöhe – eintreten?

Ein Beispiel für einen solchen Dialog erlebte ich bei dem besagten Symposium der Bertelsmann-Stiftung im November 2013. Dort kritisierte der indische Regierungsvertreter Arun Maira die vorherrschenden Muster des globalen Wachstums. Sie seien nicht inklusiv, nicht fair, nicht nachhaltig. Die »local people« in seinem Land verlören das Vertrauen in die Wirtschaft und die staatlichen Einrichtungen. Und dann entwarf Maira die Vision von den »four hills«, den vier Hügeln einer nachhaltigen Entwicklung:

- 1) Localization – also die Wiederentdeckung der Nahräume, der regionalen und lokalen Kreisläufe, der Nachbarschaften;
- 2) Greening – die Ökologisierung der Prozesse;
- 3) Learning – Bildung
- 4) Conscious listening – den Leuten bewusst zuhören und auf die Signale aus den sozialen Medien achten.

Sollten wir nicht diese »vier Hügel« in unseren europäischen Horizont aufnehmen, um unser Nachhaltigkeitsdenken zu vitalisieren?

»Nachhaltigkeit ist der Schlüssel zum Überleben der Menschheit«: so der srilankische Jurist Christopher G. Weeramantry, ehemaliger Vizepräsident am Internationalen Gerichtshof. Aber es ging niemals nur um das nackte Überleben, um ein »survivalism« nach dem atavistischen Motto »Rette sich, wer kann«. Carlowitz sprach 1713 vom »Flor« des Landes, also vom »Aufblühen«, von, wenn Sie so wollen, »blühenden Landschaften«. Spinoza verfolgte das Ziel der »beatitudo«, der Glückseligkeit, heute würde man sagen, der Lebensqualität für alle.

Im Januar 2014 feierte man in der großen TV-Gala zum chinesischen Neujahrsfest mit 700 Millionen Zuschauern den »chinesischen Traum«. Ein Massenchor inonierte kurz vor Mitternacht das Lied »Nach vorn, nach vorn, dem Traum des Wiederaufblühens folgen«. Die Sprache ist vielleicht für unseren Geschmack etwas zu »blumig«. Doch wenn wir bewusst hinhören, lassen sich möglicherweise Berührungspunkte für einen globalen Dialog über eine geteilte Vision von nachhaltiger Entwicklung entdecken. Eines scheint mir jedenfalls gewiss: Nachhaltigkeit ist wie Raketenwissenschaft – nur wesentlich komplexer.

Glück auf!

Zum Weiterlesen: Ulrich Grober, »Die Entdeckung der Nachhaltigkeit – Kulturgeschichte eines Begriffs«. Antje Kunstmann Verlag, München 2010. Erweiterte Paperback-Ausgabe 2013